

Polen klauen Autos, das weiß in Deutschland jedes Kind. Als ich vor neun Jahren nach Deutschland gekommen bin, stellte ich erschrocken fest, dass das populäre Polenbild in Deutschland stark durch Vorurteile und Stereotype überzeichnet und verzerrt ist. Besonders als sich nach dem Fall des ›Eisernen Vorhangs‹ und mit der EU-Osterweiterung Deutschland und Polen einander annäherten, kursierten zunehmend Polenwitze. Pol_innen waren und sind in Deutschland als Autodiebe und faule Arbeiter verschrien, die polnische Wirtschaft galt und gilt vielen Deutschen als Symbol für Desorganisation, Unordnung, Armut und sogar Unzivilisiertheit. Zwar sind Witze, Stereotype und Vorurteile über die ›Anderen‹ konstitutiv für jede nationale Erzählung. Doch die deutsche Abgrenzung gegenüber Polen ist in besonderem Maße von Herablassung geprägt. Natürlich macht man sich in Deutschland auch über stereotypisierte Eigenarten anderer Nachbar_innen lustig, aber mir scheint, dass die deutsche Gesellschaft gegenwärtig zu keinem anderen Land ein derart asymmetrisches Verhältnis unterhält.

Solche Asymmetrien sind auch in der öffentlichen und medialen Verhandlung des Deutschlandbildes in Polen zu entdecken. Die öffentliche Wahrnehmung Deutschlands in Polen ist oftmals durch Furcht und Misstrauen, nicht selten auch Aggression und Neid geprägt. Das ist wohl nicht allzu verwunderlich, bedenkt man, dass Polen über Jahrhunderte hinweg von Deutschland unterdrückt wurde – eine historische Entwicklung, die im Zweiten Weltkrieg und im Holocaust ihren furchtbaren Höhepunkt fand. Ein Effekt dieser langen Geschichte ist offenbar auch ein mangelndes Selbstbewusstsein, das ›den Pol_innen‹ unterstellt wird und das sie sich selbst zuschreiben – so jedenfalls lässt sich der polnische Diskurs über das Verhältnis zum Nachbarland Deutschland verstehen. Der bekannte polnische Publizist Janusz Tycner spricht beispielsweise von einem »deutschen Syndrom«¹, das das polnische Deutschlandbild der Nachkriegszeit geprägt habe und das für die spezielle Sensibilisierung der Pol_innen für Deutschland nach den polnischen Teilungen und den Katastrophen des 20. Jahrhunderts verantwortlich sei. »Die-

¹ Janusz Tycner: Im Wechselbad der Meinungen und Gefühle. Polen und Deutsche seit 1945; <http://www.nibis.de/nli1/rechtsx/nlpb/pdf/Europa/Nachbarn/polen.pdf> [10.8.09].

ser Komplex – denn es ist auch ein Furcht- und Minderwertigkeitskomplex – umfasst Erfahrungen von Unrecht und Leid sowie den Horror vor der politischen, ökonomischen und militärischen Potenz des mächtigen Nachbarlandes.«²

Natürlich ist es fragwürdig, einer ganzen Gesellschaft eine derart ungebrochene kollektive, nationale Identität zu unterstellen und ein individualpsychologisches Phänomen – einen Komplex – als Metapher für ein Kollektiv zu nutzen. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive müsste hier nach Brüchen und Verwerfungen in den Debatten um ein einheitliches (negatives) Selbstverständnis Polens gefragt werden. Dass prominente Intellektuelle in Polen dennoch derart starke Bilder bemühen, schien mir ein Indiz dafür zu sein, dass es der dominanten Geschichtsauslegung entspricht, wohingegen die anderen Lesarten bis heute kaum Spielraum erhalten.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wollte ich die Exkursion dazu nutzen zu beobachten, ob dort, wo möglicherweise alltägliche Kontakte zwischen Deutschen und Pol_innen stattfinden, andere als diese dominanten Bilder vom Nachbarvolk entstehen können. Lösen sich in alltäglichen Kontexten tradierte Stereotype auf, bilden sich neue oder verhärten sich möglicherweise sogar alte Fronten? Stimmt es, wie Brigitte Jäger-Dabek vermutet, dass Stereotype im direkten Kontakt höchstens noch als ironische Abgrenzung fungieren, denn:

»wo die Informationen fließen, die Kontakte zwischen Nachbarvölkern ein selbstverständlicher Austausch im Alltag sind, wo Interesse aufeinander besteht, spielen Stereotype keine große Rolle mehr für das zwischenmenschliche Verhältnis und bekommen eine andere Qualität, sind kaum mehr negativ, höchstens spöttisch.«³

Als ich dieses Interesse im Vorfeld der Exkursion den anderen vorstellte, wurde mir zum ersten Mal meine besondere Rolle innerhalb unserer Gruppe bewusst. Ich war die Einzige, die mit Land und Sprache in Polen wirklich vertraut war. Europa bestand für die meisten meiner Kommiliton_innen östlich von Berlin aus lauter weißen Flecken. Mit einer Ausnahme waren alle in Westdeutschland aufgewachsen, die Mehrheit war noch nie in Polen gewesen. Lediglich unsere Professorin spricht ein paar Worte Polnisch und war schon einige Male in Polen gewesen. Schnell wurde mir daher von allen

² *Brigitte Jäger-Dabek*: Polen. Eine Nachbarschaftskunde für Deutsche, Berlin 2003, S. 126.

³ *Brigitte Jäger-Dabek*, wie Anm. 2, S. 123.

die Rolle der Polen-Expertin und vor allem der Dolmetscherin zugewiesen. Zunächst hat dies mir ein wenig Furcht gemacht, aber dann habe ich diese Position als Chance begriffen, unsere Exkursion um polnische Sichtweisen zu bereichern, die uns sonst nicht zugänglich gewesen wären. Doch stärker noch als bei Besuchen in meiner alten Heimat habe ich bei dieser Exkursion die Erfahrung gemacht, wie schwierig es ist, sich selbst zu verorten, besonders mit einer transnationalen Biographie. Im Schlepptau einer ziemlich deutsch sozialisierten Reisegruppe war ich erst Recht in der Klemme zwischen Identifikation mit meiner eigenen Herkunft und den in meiner neuen Heimat angenommenen Sichtweisen. Um diesen persönlichen Zwiespalt nachvollziehbar zu machen, möchte ich einige Begegnungen und die Gedanken, die mir dabei durch den Kopf gingen, schildern:

I.

Als unsere Exkursionsgruppe gleich am ersten Tag über die Brücke von Görlitz nach Zgorzelec gefahren ist, um dort essen zu gehen, billigere Zigaretten zu kaufen, aber auch wegen der seltenen Gelegenheit, das Grenzgebiet von der anderen Seite zu besichtigen, trafen wir auf zwei vermutlich polnische Männer. Sie reagierten recht unfreundlich auf unsere Gruppe. Als sie uns deutsch sprechen hörten, riefen sie auf Deutsch: »Pass, bitte, also Leute! Habt ihr keine Pässe? Was denkt ihr denn?! Wollt ihr schon wieder nur billige Zigaretten von UNS?! ... Und uns als Affen im Zoo anschauen?!« Dabei war es doch gar nichts Ungewöhnliches, weil doch jeden Tag hier über die Grenze viele deutsche wie auch polnische ›Touristen‹ hin und her gehen. Das war ein so klischeehaftes Verhalten, dass ich lachen musste! Die Polen sind leider immer noch mit vielen Komplexen ›ausgestattet‹. Sie fühlen sich immer noch viel ärmer, gesellschaftlich und auch privat unterschätzt, aber sie können häufig Deutsch. Ein Effekt des hierarchischen deutsch-polnischen Verhältnisses ist es auch, dass in meinem deutsch-polnischen Bekanntenkreis nur wenige Deutsche Polnisch sprechen, dagegen aber sprechen viele Pol_innen Deutsch. Ich habe den Eindruck, dass die Polen sehr oft laut schlecht über die Deutschen reden, weil sie glauben, dass sie nicht verstanden werden. Das spricht nicht gerade für sie! Auf der Reise habe ich das oft erleben können, weil ich als Teil unserer Gruppe wahrgenommen und deshalb nicht für eine polnische Muttersprachlerin gehalten wurde.

II.

Wir waren auch am zweiten Abend in Zgorzelec, um Tabak zu kaufen. Ich habe die Tabakverkäuferin nur zum Spaß (und um das Thema ›ausländische Kundschaft‹ anzusprechen, weil alle vor mir stehenden Kunden in Euro bezahlt haben) gefragt, ob man hier auch in Złoty zahlen darf. Ich habe eine sehr unfreundliche und abweisende Antwort bekommen: »A gdzie pani jest?!« (»Und wo sind Sie denn jetzt?«) Ein weiteres Mal erlebte ich, dass eine Polin empfindlich auf die Eigenheiten des innerstädtischen Grenzverkehrs reagierte. Dabei lebt sie doch davon.

III.

Einen Tag später sind wir zunächst auf polnischer Seite weitergefahren. Wir machten dort in einem kleinen Dorf Rast. Ich war auf der Suche nach einer Drogerie und dann hat mich ein Besitzer eines ›typisch polnischen‹ Kiosks ausgefragt, wo wir herkommen und so weiter. Man konnte sehen, dass er sehr müde war und sich offensichtlich auch furchtbar in seinem Kiosk langweilte. Er suchte wohl nach ein wenig Abwechslung. Erst versuchte der Mann mich auf Deutsch anzusprechen und war sehr positiv überrascht, als er »Dzień dobry« (»Guten Tag«) gehört hat. Er fragte mich nach kurzer Unterhaltung im Scherz, ob wir ihn mitnehmen könnten. Denn im polnischen Grenzgebiet herrsche nur Armut, Arbeitslosigkeit und Langweile ... Mich erschreckte das, denn ein weiteres Mal verbreitete ein Pole selbst ein schlechtes Bild von sich und seinem Land. Es ärgerte mich auch, werden doch so Stereotype lebendig gehalten. Doch er hatte ja auch Recht, denn die Arbeitslosenquote ist hier wirklich sehr hoch und die Atmosphäre in dem Ort war stark davon geprägt.

IV.

Als wir in Guben Station gemacht haben, aßen wir in einem polnischen Restaurant in Gubin zu Abend. Dort versteckte sich die polnische Kellnerin die ganze Zeit hinter meinem Rücken. Sie wollte nicht mit den deutschen Kund_innen in Kontakt kommen, weil sie Sprachkomplexe hatte! Es war auch für mich eine außergewöhnliche Situation. Sie hat doch fast jeden Tag Kontakte mit ausländischen Kund_innen, vor allem mit Deutschen, da das Restaurant nur 100 Meter von der deutsch-polnischen Grenze entfernt liegt. Außerdem konnte sie sich ganz offensichtlich ohne Probleme auf Deutsch verständigen! Sie hat mir dann später erzählt, dass sie sich leider oft von den anspruchsvollen deutschen Kunden überfordert fühlt. Sie sagte mir, dass diese oft erwarten, »dass wir hier alle perfekt Deutsch sprechen, sonst schauen

sie uns komisch an.« Das ist für mich fast unvorstellbar: Wenn nur so wenige Deutsche Polnisch sprechen, warum verlangen sie von anderen Kenntnisse ihrer Sprache? Wieso schämen sich Pol_innen, dass sie kein perfektes Deutsch sprechen, wenn gerade die Deutschen die polnische Sprache nicht beherrschen? Und dann zugleich die eigene Gruppe, die von mir erwartete, dass ich für sie übersetze und die mich damit in die schwierige Rolle der ›anderen‹ Deutschen brachte.

In der Rückschau fiel mir auf, dass mein Exkursionstagebuch voll von solchen und ähnlichen Einträgen ist, die Pol_innen in der Oder-Neiße-Region in kein besonders rühmliches Licht stellen. Ursprünglich hatte ich die Hoffnung, entlang beider Seiten der Oder und der Neiße Aufbruchsstimmung vorzufinden, rege Zusammenarbeit und eben ein Schwinden der Vorurteile und Stereotype, die mich im deutschen Alltag oftmals ärgern und verletzen. Tatsächlich sah ich jedoch während unserer Reise viele der Stereotype am Wirken, die in Deutschland über Polen so einflussreich sind. Doch auch meine Gefühle waren widersprüchlich. Ich habe mich unterwegs des Öfteren richtig über das Verhalten von Pol_innen geärgert; etwa, wenn sie aus meiner Sicht die wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten der Region allzu lethargisch hinnahmen; wenn sie hochmütig, wie aus verletztem Stolz Deutsche abfällig behandelten, wie ich es weiter oben geschildert habe; wenn sie dem Unterlegenheitsgefühl gegenüber den Deutschen nachgaben, auch wenn das gar nicht nötig schien, wie es die Kellnerin in Gubin tat. Beinahe war und bin ich verlockt, Tycner mit seiner These vom generellen Minderwertigkeitskomplex der Pol_innen zuzustimmen, auch wenn mir das ebenso klischeehaft vorkommt und ich es als Erklärung für wenig hilfreich halte. Ich merkte auch, dass ich mich, eben weil ich mich immer noch so stark mit dem Land meiner Herkunft identifiziere, häufig – auch gegenüber der Exkursionsgruppe – verantwortlich für alles Polnische, vor allem aber für den dortigen ›Entwicklungsstand‹ fühlte. Es gab Situationen, in denen ich mich heimlich sogar ein wenig für unfreundliche Reaktionen von Pol_innen und den ›ungepflegten‹ Zustand der polnischen Grenzstädte geschämt habe. Als ob ich etwas dafür könnte, wie es in Zgorzelec oder Gubin aussieht. Meine Gefühle in den oben geschilderten Begegnungen zeigten mir aus der Rückschau vor allem, wie wirksam nationale Zuschreibungen und Identifikationen, Selbst- und Fremdbilder sind, wie sehr sie Wahrnehmungen und Alltagshandeln prägen und wie sehr auch ich selbst darin gefangen bin. Dass ich dabei in die Rolle des ›Dazwischen-Seins‹ geriet, sehe ich als Teil meiner Migrationserfahrung. Ich habe nach neun Jahren in Deutschland nicht nur

mein Zugehörigkeitsgefühl zu Polen bewahrt, sondern auch zahlreiche ›deutsche‹ Sichtweisen und Wertvorstellungen verinnerlicht. Diese zwei national geprägten Sichtweisen verquickten sich in meiner Wahrnehmung auf paradoxe Weise. Während mich in Deutschland die grassierende Arroganz gegenüber Pol_innen ärgert, habe ich mir zugleich einige genau der Vorstellungen zu eigen gemacht, auf denen diese Arroganz aufbaut – etwa in Hinblick auf Ordnungsliebe und Arbeitsethos.

Die Journalistin Brigitte Jäger-Dabek schreibt, dass Menschen durch Stereotype konkretes Wissen ersetzen, um sich ohne die Mühen interkultureller Kommunikation im Alltag zurechtzufinden. Sie schlussfolgert: »Also je mehr man folglich über andere Menschen weiß, desto weniger Einfluss üben Stereotype auf die Meinungsbildung aus.«⁴ Heißt das nicht, dass im direkten Austausch auch die Chance bestehen müsste, solche ab- wie aufwertenden Bilder vom jeweils anderen zu überwinden? Wie ich in meiner eigenen Rolle der Polen-Expertin, in die ich innerhalb unserer Gruppe geraten bin, merken konnte, ist das gar nicht so einfach. Zwar war die Kenntnis beider Sprachen und Länder eine gute Voraussetzung für mich, mich mit der Wirksamkeit und Bestätigung nationaler Stereotype auseinanderzusetzen. Doch Stereotype erfüllen offensichtlich immer auch die Funktion, das Eigene weg zu schieben, oder, wie es Jäger-Dabek sagt, es »spiegeln Stereotype auch das Selbstbild wider, je negativer man den anderen darstellt, desto hehrer erscheint das Eigenbild.«⁵ Wahrscheinlich ist es gerade diese komplexe Funktion von Stereotypen, die es mir – gerade auch vor dem Hintergrund meiner Erfahrung als Migrantin – schwer machte, in den Wirren der Begegnungen und Beobachtung Distanz herzustellen und mehr als forschende Studentin denn als in Deutschland lebende Polin zu agieren, die sich ein besseres Verhältnis zwischen den beiden Völkern wünscht. Gerade deshalb konnten die Bilder vom Eigenen und vom Fremden so widersprüchliche Gefühle in mir auslösen.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.



Abb. 10: Kein Zigarettenautomat.